

Verhältnisse vom Kopf auf die Füße stellen – Ökonomie ist, was – und wie - ÖkonomInnen darüber denken

Anknüpfungspunkt der feministisch-ökonomischen Reflexion war von Anfang an der gemeinhin von Frauen geleistete Teil der Versorgung der Hausgemeinschaft bzw. der Familie. Er erfolgt immer im Rahmen von Beziehungen, und zwar unabhängig davon, in welchem Umfang dafür auch stoffliche, d.h. materielle Güter vonnöten sind. Schon die sog. erste Frauenbewegung im 19. Jahrhundert, erst recht aber die Frauenbewegung im ausgehenden 20. Jahrhundert hat versucht, die Arbeit von Frauen ‚anschlussfähig‘ zu machen an ökonomische Theoriebildung. Man erhoffte sich trittfestes Terrain für frauenspezifische Anliegen und gesicherte Zugänge zu zeitgenössischen Diskursen in Bereichen, die für wirtschaftliches Handeln Bedeutung besitzen.

Die zweite Frauenbewegung war bestrebt, mit einer Debatte um die ‚andere‘ Hälfte der Arbeit herstellende und versorgende Tätigkeiten zu einem Ganzen zusammenzufügen. Gesucht waren Lösungen und Handlungsansätze im Konflikt zwischen Familienorientierung und selbstverdientem Geld. Die Synthese sollte helfen, Unverträglichkeiten zwischen Diskussionssträngen zu zähmen und Flügelkämpfe zu entschärfen. Darüber hinaus erwartete man von einem definierbaren ‚Ganzen der Arbeit‘ Aufschlüsse darüber, was es mit der (frauen)politisch beworbenen Wahlfreiheit auf sich hatte.

Es hat mit dem Jahrhunderte währenden Ausschluss der Frauen aus den Wirtschaftswissenschaften zu tun, dass die Felderkundung immer wieder im Labyrinth der blinden Flecken ihren Schwung verlor. Doch auch Wege, auf denen man steckenbleibt, enden nicht immer in der Sackgasse. Manchmal lohnt es sich, Seitenpfade einzuschlagen, die verschüttet scheinen, obwohl sie in die richtige Richtung weisen. Wer sich seines Zieles sicher ist, braucht den Mut zu Umwegen, um in unwegsamem Gelände nicht zu resignieren.

Feministische Ökonomie wechselt die Blickrichtung

Die Mainstream-Ökonomie hat von den Bestrebungen der Frauen niemals Notiz genommen. Ihre Dynamik entsprang der Absicht, materiellen Reichtum zu schaffen. Schon im 18. Jahrhundert propagierte Gründervater Adam Smith mit der Forderung nach ‚Reichtum der Nationen‘ den grenzüberschreitenden Markt. Ludwig Erhard, der als Vater einer sozial gebändigten Marktwirtschaft gilt, wollte ‚Wohlstand für alle‘. Wer sie waren: **alle**, musste Erhard nicht beschreiben, für ihn und seine Zeitgenossen gab es daran wenig zu bezweifeln. In der Tradition industriewirtschaftlicher Theorien meinte er diejenigen, die an der Schaffung von Wohlstand unmittelbar beteiligt waren – **Kapital und Arbeit**.

Im originären Markt- und Kapitalismuskonzept repräsentiert Arbeit den männlichen Arbeitnehmer als Familienoberhaupt und Vertreter der Seinen. Die zweite Frauenbewegung verortete Frauen und Kinder zunächst tapfer unter einem Stichwort Reproduktion (der männlichen Arbeitskraft). Nur sehr zögerlich wuchs die Erkenntnis, dass sich richtige Ökonomen in der Nachfolge von Adam Smith zu keinem Zeitpunkt Gedanken über familienbezogenes Wirtschaften gemacht haben. Die Befriedigung lebendiger Bedürfnisse und die Sorge für Kinder und Alte erwartete man vom privaten Haushalt, d.h. von der Familie, die (noch immer) als Hort gemeinschaftsbezogener Werte gilt.

Was aber war Familie und wie war sie eingebunden in die an die Haushalts**vorstände** (griechisch: *oikonómoi*) angelehnte industrielle Wirtschaftsweise? Auf der Suche nach Erhellendem verliefen sich aufmüpfige Frauen im Irrgarten der auf Weiblichkeit gerichteten Projektionen und Erwartungen. Der zu Zeiten von Ludwig Erhard gebräuchliche Begriff *intakte Familie* meinte die rückhaltlose Dienstbarkeit einer aufopferungswilligen Mutter und einen Familienvater, für den man spätestens nach seinem Ableben das Attribut treusorgend bereit hielt. Das betuliche Vokabular ließ viele übersehen, dass essentielle Weiblichkeit unverzichtbarer Bestandteil nicht nur von konservativen Ökonomiekonzepten war (und ist).

Die von Frauen für die Familie erbrachten Dienstleistungen widersetzten sich per se einer Einordnung in das industriell-ökonomische Konzept. Schon Adam Smith verdeutlichte, warum soziale, vor allem jedoch häusliche Dienstleistungen mit den Prinzipien industriellen Wirtschaftens nicht kompatibel sind. Sie bringen nichts hervor, durch das sie sich ersetzen lassen, sondern gehen in demselben Augenblick unter, in dem sie erbracht werden. Dadurch verursachen sie (Unterhalts)Kosten, die materiellem Wohlstand abträglich sind.

Die Unvereinbarkeit personenbezogener Dienstleistungen mit der Logik des industriellen Ökonomiemodells hat weitreichende Folgen nicht nur für die Mitglieder der Hausgemeinschaft, sondern auch für die Volkswirtschaften. Adam Smith betrachtete den Aufwand für personennahe Dienste als unproduktiven Luxus. Ihm war daran gelegen, die Erträge des Produktionsprozesses nicht zu vergeuden für konsumtiven Verzehr, sondern sie in neue Produktionsmittel zu investieren, damit sie wachsenden Wohlstand generieren.

Die Industriegesellschaft läuft aus dem Ruder

Auf dem Hintergrund androzentrischer Theoriebildung, die dem Binnenraum des privaten Haushalts keine Eigenständigkeit zugesteht, blieb die ökonomische Relevanz des Geschlechterverhältnisses weitestgehend unerforscht. Zwar geht die dem ökonomischen Mainstream verpflichtete Haushaltswissenschaft davon aus, dass für das Management des Privatbereichs Zeit und Arbeitsmittel erforderlich sind, doch im ökonomischen Konzept war der private Haushalt über alle Epochen hinweg nicht der Arbeitsplatz der Hausfrau, sondern Stätte von Freizeit und Konsum eines Mannes als Familienoberhaupt.

Im ursprünglichen ökonomischen Verständnis repräsentierte der *homo oeconomicus* nur sich selbst bzw. einen Single-Haushalt. Die neue, im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ausdifferenzierte Sicht ökonomischen Denkens dehnte die Prinzipien seines Handelns auf den Familienhaushalt aus. Damit einher ging die Annahme, dass das Wohlergehen der

Hausgemeinschaft sich aus güterbezogenem Nutzen herleiten lasse, dessen volles Potenzial sich durch rationale Haushaltsführung erschließe. Von personalen Bedürfnissen und personenbezogenen Dienstleistungen war im ökonomischen Bezugsrahmen keine Rede.

Über alle Bruchstellen hinweg ist die Ausdifferenzierung der ökonomischen Systematik den Prinzipien des Adam Smith und seiner Nachfolger treu geblieben. Es hat den Anschein, als gäbe es kein Refugium – nirgendwo - gegenüber den Ansprüchen einer unaufhaltsam fortschreitenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Auch ökologischen Konzepten ist es bisher nicht gelungen, sich von der Hegemonie der Güterproduktion zu distanzieren. Die Effizienzsteigerung des Ressourcenverbrauchs verbleibt ebenso im System wie neue Lebensstile und Konsummuster, die das Unheil abbremsen sollen.

Linderung der Malaise verspricht man sich von Bekenntnissen zu schadstoffarm erzeugten Produkten. Bio ist in. Was immer lebendiges Leben für Anforderungen stellen mag, auch Bio bezieht sich auf nichts anderes als auf die rotierende, wirbelnde, alles verschlingende Produktion von marktfähigen, reichums- oder wenigstens wohlstandstauglichen Gütern.

„Holding Hands at Midnight“

Schon ehe der Begriff der Feministischen Ökonomie die Arena der Fachdisziplin betrat, haben Frauen die Rücksichtslosigkeit des Wirtschaftsprozesses gegenüber Versorgungsaufgaben im Haushaltsinneren moniert. Im neoklassischen Ökonomie-Konzept einschließlich der Haushaltswissenschaften gelten Kinder als langlebige Konsumgüter. Ihr Nutzen realisiert sich in ihrer Funktion als künftige Fachkräfte und Konsumenten und damit in der Kontinuität der Wohlstandsproduktion. Andererseits bleibt selbst in Texten und Studien, die sich mit Nachhaltigkeit befassen, die Generationensorge als Aufgabe privater Haushalte vollkommen unerwähnt.

Nicht nur feministisch gesonnene ÖkonomInnen haben etwas dagegen, die Freuden und Mühen des Lebens mit Kindern dem Güterkreislauf zuzuordnen. Ein Begriff *Care*, der in den letzten Jahren international breiten Raum gewonnen hat, fungiert als Symbol für die Forderung nach Erweiterung des Horizonts wirtschafts- und sozialpolitischer Steuerung. Der Aufsatz *Holding Hands at Midnight* in einer frühen Ausgabe der Zeitschrift *Feminist Economics* reflektiert existentielle Bedürfnisse, die von der an handelbaren stofflichen Gütern orientierten industriellen Wirtschaftsweise schon immer ausgeblendet wurden.

Das Fehlen einer Kategorie *Care* in den theoretischen Grundlagen der Wirtschaftswissenschaften hat unabsehbare, schon jetzt verheerende Folgen für das Wohlergehen und die kulturelle Identität der menschlichen Spezies im globalen Markt. Hypertrophierten Produktionsmöglichkeiten und überquellendem Überfluss an materiellen Gütern steht die Verknappung von Kompetenz und Kapazität für bezahlte und unbezahlte Personensorge gegenüber. Doch während die Krisen der Wirtschafts- und Finanzmärkte die Welt in Atem halten, erwartet man die Bewältigung der sog. *Care Crisis* allerorts in erster Linie vom privaten Haushalt.

Sondierungen

Es gilt, feministisch-ökonomische Überlegungen einzuordnen in Diskussionen anderer Gruppen, die im weiten Feld der Erkundung lebens- und menschenfreundlicherer Wirtschaftsformen Position beziehen. Wichtige Zuarbeit ist von denjenigen Denkrichtungen zu erwarten, die sich mit den Bedingungen eines postindustriellen Zeitalters auseinander setzen.

Vor allem im Rahmen des Diskurses zur Zukunft der Arbeit verfolgten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele Ökonomen das Ziel, die rigiden Strukturen der industriellen Wirtschaftsweise in eine Dienstleistungsgesellschaft zu überführen. Sie prognostizierten Fehlentwicklungen und Bedrohungen im Gefolge der rasant steigenden Leistungsfähigkeit der ‚Supermaschine‘, deren Bewegung determiniert ist vom Vorwärtsdrängen des technologischen Fortschritts und der willigen Bereitschaft, alles aus dem Weg zu räumen, was sie behindern könnte. Koste es, was es wolle.

Man verwies auf die zunehmende Produktivität des industriellen Sektors und die unaufhaltsam zunehmende Güterfülle, unter deren Vorherrschaft die persönlich verfügbare Zeit immer knapper werde. Die Nachfrage nach personen- und haushaltsnahen Diensten werde steigen, weil der moderne Mensch auch Zeit für sich selber brauche. Andererseits lasse sich die nicht vom Beruf beanspruchte Zeit keineswegs unbegrenzt vermehren und sei auch nicht beliebig verwendbar. Man prophezeite, das Leben werde komplizierter und hektischer.

Es wurden viele Arten von Dienstleistungen untersucht und der Versuch unternommen, in Abgrenzung zum Produktions- und Produktivitätsverständnis des Industriezeitalters einen Modus bezahlter Dienstleistung zu finden, der einen spannungsfreien Übergang in ein tertiäres Zeitalter ermöglichen sollte. Die Ergebnisse waren wenig ermutigend. Personennahe Dienste sind mit industriell hergestellten Gütern nicht vergleichbar, weil sie sich kaum beschleunigen lassen.

Sie leiden unter der sog. Kostenkrankheit, wenn sie adäquat bezahlt werden sollen. Man sah einen Mangel an qualifiziertem Personal für personennahe Dienste heraufziehen, der vor allem diejenigen treffen werde, die Pflege und Betreuung brauchen. Auf der anderen Seite war klar, dass neue, niedrig entlohnte Dienstleistungen auf den Transfer weiblicher Familienaufgaben in bezahlte Arbeit zugeschnitten waren. ‚Arbeit ist für alle da‘ meinten Wirtschafts- und Sozialpolitiker ermunternd und dachten dabei (neben anderen Randgruppen) an Frauen, die bisher ‚nicht gearbeitet‘, sondern Unterhalt beansprucht und damit Kosten verursacht hatten.

Männer in Bewegung?

Der Diskurs oszillierte immer wieder um die vom Expansionsdrang der neoklassischen Argumentation gerammte Grenze zwischen Marktökonomie und Familienhaushalt. Diejenigen, die sich um wirtschaftliches Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstandsproduktion Gedanken machten, begrüßten die Landnahme der Geldökonomie in traditionellen Lebenswelten. Aber auch die Frauen begriffen, dass ihnen nicht nur extensivere

Belastungen ins Haus standen. Es galt, die Grenzverschiebung zu nutzen, um neues Terrain zu erobern – und zu gestalten.

Nur in Ausnahmefällen dachte jemand daran, dass die neue Durchlässigkeit der einst beidseitig befestigten Barrieren auch Auswirkungen auf die Familienoberhäupter haben musste. Generell wurde angenommen, das eigene Geld der Frauen tangiere den Status der männlichen Hälfte der Menschheit nicht. Dies bedeutete, dass die ökonomische Doppelfunktion des Mannes als Schöpfer materiellen Reichtums und Platzhalter von Frauen und Kindern von niemand in Frage gestellt wurde, auch wenn Frauen ihr eigenes Geld verdienten.

Ein seinerzeit prominenter Vertreter der sozialen Marktwirtschaft nach dem Muster Ludwig Erhards illustrierte Systemzusammenhänge. Während der Arbeitsmarkt nach dem Individualprinzip funktionierte, verlasse sich Sozialpolitik auf Haushaltszusammenhänge. Er markierte damit ein zeitgenössisches Verhältnis des Mannes zu *seiner* Familie und skizzierte gleichzeitig die Abhängigkeit der marktbasieren Ökonomie von Ressourcen, die außerhalb der patriarchalen Community angesiedelt waren. Unterhaltsleistungen für Frauen und Kinder waren dem einzelnen Produzenten überlassen, der sich als Repräsentant seines Haushalts und Erzeuger seiner Kinder Vater nennen durfte, selbst wenn er bestenfalls physisch und am Sonntag in Erscheinung trat.

Ist es vermessen, in das Begehren moderner Männer nach lebendiger Vaterschaft Hoffnung zu investieren? Im Jahrhundert 2.01 rührt sich endlich auch unter Männern Protest gegen die zerstörerische Dynamik der ökonomischen Supermaschine, die blind ist gegenüber den Bedürfnissen der BewohnerInnen vielfältig bunter Lebenswelten. Ergraute Patriarchen outen sich neuerdings als begeisterte Großväter und bedauern in aller Öffentlichkeit, niemals Zeit für fürsorglich aktive Vaterschaft gehabt zu haben.

Sogar noch glaubwürdiger sind junge Väter, die Kinder nicht länger als Konsumgüter definieren mögen. Für das Engagement im Binnenraum ihres Haushalts riskieren sie berufliche Nachteile und sind trotzdem überzeugt, nicht nur anderen, sondern auch sich selber Gutes zu tun. Auf lange Sicht gelingt es ihnen vielleicht, dem Profil des *homo oeconomicus* menschlichere Züge zu verleihen.

Eine feministische, d.h. haushaltsbezogene Analyse der gesellschaftlichen Brüche in der Spätphase des industriellen Zeitalters führt geradewegs zu der Frage nach einer Neudefinition von Ressourcen, der Art ihrer Verwendung, der Interaktion der Handelnden. Patriarchale Strukturen beruhen auf Ungleichgewichten, Hierarchisierungen, Ausgrenzungen. Deshalb ist die Egalisierung des Geschlechterverhältnisses zwar nicht das einzige, in der Gegenwart jedoch noch immer das dringlichste Anliegen feministisch-ökonomischen Nachdenkens.